

## Einmal Celtis und zurück

„Was für blöde Ferien“, dachte ich mir, während ich aus dem Fenster auf den trägen, braunen Fluss am Ende des kleinen Hanges blickte. Meine Mutter hatte mich für zwei Wochen von meiner Heimatstadt Köln hierher zu meinem Onkel nach Wipfeld geschickt und nun hatte ich schon seit sechs Tagen keine Nachricht von ihr erhalten. Ich hatte geschrieben, dass wir eine Radtour gemacht hatten, Eisessen gegangen waren und ich meinen gleichaltrigen Cousin von dieser Schule „Celtis-Gymnasium“ abgeholt hatte, aber sie hatte darauf nicht einmal geantwortet. Warum musste ich eigentlich hierher auf dieses öde Land? Hätte ich nicht bei meiner Mutter in Köln bleiben können?

Doch die hatte mich ja nur mit den Worten:

„Frische Landluft wird dir gut tun, Johannes“, abgewimmelt und da hatte kein Wenn und Aber mehr geholfen.

„Na ja, dann werde ich mich wohl an die Langeweile in den nächsten Tagen gewöhnen müssen“, dachte ich und stellte mich schon innerlich auf Gartenarbeit mit meiner Tante und alltägliches Kaffee trinken auf der Terrasse ein. Doch so sollte es niemals kommen, allein schon der nächste Morgen sprach dagegen:

Es war ein Samstag, also saßen wir alle beim Frühstück zusammen. Als wir fast fertig gegessen hatten, fragte mich mein Cousin Paul:

„Ach, Johannes! Willst du heute Nachmittag mit mir eine Fahrt auf meinem Floß machen?“

Am Vormittag bin ich bei einem Freund eingeladen, aber wir können uns ja um drei Uhr am Main treffen.“

Ich willigte natürlich ein und mit der Aussicht auf eine Floßfahrt ließ sich die vormittägliche Gartenarbeit mit meiner Tante schon viel leichter verrichten.

Nach einigen schweißtreibenden Stunden war es dann so weit.

Während ich noch die Straße zum Fluss hinunter lief, rannte mir mein Cousin bereits freudig entgegen. „Gut, dass Du da bist, Johannes“, japste er schließlich, „ich habe das Floß schon ins Wasser gelassen, wir müssen nur noch einmal zurück und uns Proviant holen.“

Nachdem wir wieder ins Haus gegangen waren, alles für die Fahrt besorgt und meiner Tante versprochen hatten, nicht länger als drei Stunden fort zu bleiben, ging es dann endlich los.

Gut gelaunt, einen Nachmittag voller Freiheit vor uns, bestiegen wir das Floß kurz hinter der Staustufe von Wipfeld. Ehrlich gesagt hatten wir beide einen Grund, dem Alltag zu entfliehen. Paul hatte seinen Eltern noch immer eröffnet, dass er dieses Schuljahr nicht überleben würde. Und ich? Ich war sicher, könnte Langeweile wirklich tödlich sein, wäre ich zu hundert Prozent ihr nächstes Opfer, würde ich nicht endlich aus diesem Kaff herauskommen.

Ich streckte mich faul auf den Holzplanken aus, die Paul seinem Vater aus dem Weinkeller geklaut hatte.

„Los geht's“, sagte Paul fröhlich und schob sein zugegebenermaßen ziemlich wackelig aussehendes Gefährt mit einer langen Bohnenstange vom Ufer ab. Es dauerte nicht lange und die Strömung trieb uns in die Mitte des Flusses, wo Paul die Arme ausbreitete und in den blauen Himmel schrie: „Volle Fahrt in die Freiheit! Abenteuer wir kommen!“

Dann hockte er sich im Schneidersitz an den vorderen Rand des Floßes. Gut gelaunt steuerte er das kleine Segel, das nichts anderes war, als eine weiße Damasttischdecke seiner Mutter, auf der nun jedoch ein riesiger grinsender Totenkopf prangte.

Kurz: Es war ein schöner Nachmittag im Juli. Ein ziemlich schöner sogar und langsam fand ich sogar Geschmack an der Landschaft, die an mir vorbeizog. Schließlich war ich ein Kind der Großstadt und an den Rhein gewöhnt. Dagegen war der Main, wie ich Paul gegenüber mehrfach betont hatte, nicht mehr als ein Bach. Ach was, ein Rinnsal in der Wüste der Langeweile. Okay, nach Abenteuer roch es jetzt auch nicht gerade, aber ich genoss dennoch die Sonne auf meinem Gesicht, das weiche Wasser, durch das ich meine Hand gleiten ließ und die leicht schaukelnde Bewegung des Floßes. Wenn wir immer so weiter fuhren, träumte ich, kämen wir nach Mainz und von dort aus irgendwann nach Köln. Zum meiner Mutter und meinen Freunden. Und ich konnte Paul zeigen, dass ein Leben in der Großstadt echtes Survivaltraining bedeutete.

„Johannes“, hörte ich eine Stimme, in der Angst lag.

„Was ist los?“ Ich schreckte hoch.

Vielleicht war ich eingeschlafen, keine Ahnung, aber jedenfalls stellte ich plötzlich fest, dass das Floß an Tempo zugelegt und sich am Himmel schwarze Wolken zusammenzogen hatten. Das sah nicht gut aus.

„Wir sollten umkehren!“, rief ich.

„Ich kann das Floß nicht halten. Die Strömung ist zu stark.“

Kaum hatte er es ausgesprochen, wurde das Floß von einer Welle herumgeschleudert und ein heftiger Windstoß riss das Segel zur Seite. Es brach entzwei wie ein Streichholz, das Segel landete im Wasser und saugte sich mit Wasser voll.

„Hilf mir!“, schrie Paul.

Ich sprang auf und mit vereinten Kräften versuchten wir das Segel wieder aufzurichten. Doch es gelang uns nicht.

Ehrlich, im ersten Moment war ich nicht sonderlich beunruhigt. Endlich passierte etwas, das mindestens so aufregend war wie auf dem Skaterplatz in Köln mit dem Skateboard über die Halfpipe zu schredern, aber als ich Pauls Gesicht sah, dämmerte mir, dass etwas nicht stimmte.

„Was ist los?“, fragte ich.

„Die Schleuse.“

„Welche Schleuse?“

„Die in Schwarzach.“ Er deutete gerade aus.

Tatsächlich.

Das war nicht gut. Verdammt noch mal. Das war gar nicht gut!

Und auch der Totenkopf auf der Damasttischdecke hörte auf zu grinsen.

„Und was machen wir jetzt?“, versuchte ich betont lässig zu sagen, obwohl meine Stimme merklich zitterte. „Paddeln, natürlich!“, entgegnete mir Paul.

Also steckten wir unsere Hände ins Wasser und ruderten, was das Zeug hielt, aber es nützte nichts, wir fuhren unaufhaltsam der Schleuse entgegen.

Ich schloss die Augen, umklammerte krampfhaft den abgebrochenen Mast und machte mich auf das Schlimmste gefasst.

In meiner Brust schwirrte mein Herz wie das Gummiband einer Steinschleuder und ich fürchtete, es könnte mir jeden Moment aus der Kehle schießen. Selbst durch meine geschlossenen Augen merkte ich, wie der Himmel sich immer mehr verfinsterte. Von Fern, wie aus einer anderen Welt, hörte ich Hufgeklapper und laute Männerstimmen. „Aber da war doch eben kein Mensch, geschweige denn ein Pferd!“, dachte ich benommen. Ein Tosen und Brausen war in der Luft und die Geräusche verschwanden wieder. Ich fühlte mich wie in einem Zustand zwischen Gehirnerschütterung und dem Eindämmern während der Mathestunde. Das modrige Flusswasser spritzte mir ins Gesicht und holte mich, wie ich dachte, in die Realität zurück. Aber weit gefehlt!

Es knirschte und unser Floß fuhr auf steinigem Grund auf.

Immer noch etwas benebelt richtete ich mich auf und blickte geradewegs in Pauls ebenso verdutztes Gesicht.

„Wa-was war das denn?“ „Keine Ahnung! Aber wo zum Teufel ist die Schleuse?“ Wir blickten uns beide um und vor Erstaunen blieb uns der Mund offen stehen. Nichts war so wie es hätte sein sollen:

Das Unwetter hatte sich verzogen und dort, wo ich vorher den gähnenden Abgrund hinter der Schleuse vermutet hatte, floss nun der Main ruhig und gemächlich um die Äcker und Felder, die vor uns lagen, herum.

Auf dem anderen Ufer sah ich ein Pferd, das einen Kahn den Fluss hinauf zog und von seltsam gekleideten Männern geführt wurde.

Die Gestalten erinnerten mich ein wenig an die Leute in den Mittelalter-Dokumentationen im Fernsehen, nur sahen die hier sehr viel echter aus.

„Verstehst du das?“, fragte Paul.

„Was gibt es da zu verstehen“, entgegnete ich betont cool. „Offenbar bist du vom Kurs abgekommen und noch tiefer in der Provinz gelandet, als es nach Wipfeld überhaupt möglich ist.“

Er starrte mich völlig perplex an. „Was redest du nur wieder für einen Scheiß? Der Main fließt in *eine* einzige Richtung, nämlich immer gerade aus. Da kann man nicht vom Kurs abkommen.“

„Ach ja? Und wo sind wir dann hier?“

„Das weiß ich genauso wenig wie du, Mr. Klugscheißer!“

Pauls Stimme zitterte. Seine Wut überraschte mich. Bisher hatte ich meinen Cousin immer für das totale Weichei gehalten. Andererseits gefiel mir das Wort

„Klugscheißer“ ganz und gar nicht. Genau das wollte ich ihm sagen, doch dazu kam ich nicht, denn nun tauchte ein Mann am Ufer auf, der ein Pferd mit sich führte, das einen Wagen zog. Er war verkleidet, als ginge er auf den Kölner Karneval. Als er uns sah, kam er direkt auf uns zu: „Was macht ihr hier? Runter von meiner Wiese.“

„Entschuldigen sie“, Paul trat einen Schritt auf ihn zu, „Können Sie uns sagen, wo wir hier sind? Wir haben unser Segel verloren und ...“

„Runter von meinem Grund und Boden, oder gehört ihr zu den Schergen des Fürsten, der mir das Land wegnehmen will? Geht zurück zu eurem Herrn und richtet ihm aus: Nur über meine Leiche, oder ...!“ Er beendete den Satz nicht.

Nun, ich bin kein großer Leser, sehr zum Bedauern meiner Mutter. Aber nun fühlte ich mich wie in der Handlung eines ihrer Romane über das Mittelalter. Aber im Gegensatz zu ihr gefiel mir das ganz und gar nicht. Ich war für die Zukunft gerüstet, nicht für die Vergangenheit.

„Nein, wir sind nicht Abgesandte des Fürsten...“ Pauls Stimme war plötzlich nicht mehr ängstlich. „Und ganz sicher wollen wir nicht Ihr Land. Aber vielleicht können Sie uns sagen, wo wir hier sind.“

„In Schwarzach! Auf meinem Grund und Boden! Der Herr möge mir verzeihen, aber ich traue euch nicht. Ihr seid nicht gekleidet wie wir Bauern.“

Langsam ärgerte ich mich, dass der Mann mir nicht zuhören wollte. Wenn ich mir je eine Rolle in einem Mittelalter-Roman aussuchen könnte, dann die des Fürsten, der offensichtlich das Land unter seiner Kontrolle hatte. Bevor ich noch richtig nachdachte, sagte ich bereits: „Wird schon einen Grund haben, wenn er ihr Land will! Vielleicht haben Sie die Pacht nicht bezahlt?“

Noch nie hatte ich jemanden so wütend gesehen. Der Mann lief knallrot an, während seine Lippen weiß wurden. Im nächsten Moment wandte er sich bereits um und zog etwas aus einem Sack auf dem Wagen. Erst Sekunden später begriff ich, worum es sich handelte: Eine Axt, deren geschärftes Blatt in der Sonne aufblitzte.

Hilfesuchend wandte ich den Blick Paul zu. Doch dieser hatte sich auf die Seite des Mannes gestellt, und ich las in seinen Augen den Satz: „Du hast dich selbst in die Lage gebracht, also sieh, wie du wieder herauskommst.“

Das Beil, das der Mann immer noch über seinen Kopf hielt, starrte mir wie aus kalten, grauen Augen entgegen und ich musste unwillkürlich an einen dieser Gruselfilme aus dem Fernsehen denken, aber das hier war etwas ganz Anderes.

Ich hatte irgendwo einmal gehört, dass man in gefährlichen Situationen alles um einem herum wie in Zeitlupe sieht und so war das auch jetzt: Ich merkte, wie der Mittelaltermensch mit funkelnden Augen ausholte, seine Waffe weiter nach hinten zog, seine Armmuskulatur anspannte. Trotz der Langsamkeit schaffte ich es nicht, meine Füße zum Laufen zu bewegen.

Das Beil flog auf mich zu, weiter, immer weiter. Auf einmal sah ich in den Augenwinkeln zwei Hände auftauchen und etwas traf mich an der Stirn. Doch es war nicht das Beil, es war etwas viel kleineres:

Irgendjemand hatte einen Getreidesack samt seinem Inhalt über den Mann gestülpt. Mit einem Hechtsprung nutzte ich die Gelegenheit und rammte dem nun Vermummten die Fäuste in den Bauch, worauf er, da er eh schon trudelte, rücklings gegen den Wagen fiel. Ich konnte mit einem gewaltigem Bocksprung über ihn hinweg auf den Karren springen, gerade als eine energische Stimme „Springet auf“ schrie. Ich spürte schon die Holzbretter unter meinen Füßen, als mein Retter die Pferde mit einem Peitschenknall vorantrieb, sodass ich mich festklammern musste, um nicht von der Kutsche zu fallen. Als sich mein Puls wieder erholt hatte, bemerkte ich, dass auch Paul die Gunst der Stunde genutzt hatte und mit mir auf den Wagen gesprungen war, der im wilden Galopp weiter voran preschte.

Der Junge auf dem Kutschbock, der ungefähr in unserem Alter war, wandte sich uns zu: „Ihr müsst ja wohl recht mutig sein, so wie ihr zu meinem Vater gesprochen habt!“ „WAS, der Typ ist dein Vater? Seid ihr auf dem Mittelaltertrip oder was?“, schrie Paul aufgebracht. Der fremde Junge tat so, als hätte er Paul nicht gehört, und sagte: „Gestattet, dass ich mich vorstelle: Mein Name ist Konrad Pickel. Und was bitte meint Ihr mit „Mittelalter“?“, man konnte förmlich hören, wie Pauls Kinnlade herunterklappte.

„Na ja, das Mittelalter ist die Epoche zwischen Antike und Neuzeit“, antwortete ich, weil ich das gerade in Geschichte hatte.

Doch noch während ich redete, fing Paul an, mich am Ärmel zu zupfen.

„Du ..., du Johannes, Konrad Pickel ist der..., der richtige Name von Conrad Celtis!“

„Der Namensgeber deiner Schule, na und?“, entgegnete ich ungerührt.

„Oh, verstehst Du nicht? Der Kerl lebte vor 500 Jahren!“

Nun stand auch mir der Mund offen. Diese Verkleidung, der Name ..., so langsam dämmerte es mir: eine Zeitreise! Aber das konnte doch gar nicht sein, das war unmöglich!

Abrupt wurde ich plötzlich aus meinen Gedanken gerissen:

„Äh, ich will euch ja nicht verunsichern, aber mein Vater hat die Verfolgung aufgenommen! Los, schmeisst die Säcke vom Wagen, dann werden wir leichter und schneller!“, ertönte es vorne vom Kutschbock. Ich warf einen Blick zurück.

Tatsächlich, kaum hundert Meter hinter uns sah ich Konrads Vater Staub aufwirbelnd immer näher an uns heran reiten. Hastig begann ich, den ersten Sack hinunter zu hieven und Paul tat es mir nach. Mit jedem Sack wurden wir schneller und gewannen an Abstand zwischen uns und unserem Verfolger. Der Fahrtwind pfiß mir um die Ohren, doch was da vor uns lag, gefiel mir gar nicht. Knapp fünf Meter vor uns machte der Weg, der sonst immer parallel zum Main verlaufen war, plötzlich einen gewaltigen Knick. Ich wollte Konrad warnen, schreien, aber er hatte es schon bemerkt, riss wie wild am Zügel und versuchte die Pferde umzulenken.

Verzweifelt suchte ich Halt an einem der übrigen Säcke, doch es war zu spät. Der Wagen kippte. Ich fiel vom Karren, von der Straße direkt ins Wasser. Ich fühlte, wie das Wasser mein Gesicht berührte, es sich über mir schloss und dann spürte ich nur noch, dass ich fiel. Jemand rief meinen Namen, fasste mich an und rüttelte mich. Mit Mühe schlug ich die Augen auf und starrte direkt in das grinsende Gesicht von Paul.

„Na, du musst aber ganz schön was geträumt haben, so wie du geschrien und gestrampelt hast, du Siebenschläfer! Kommst du jetzt endlich mit zur Floßfahrt?“ Ne du, mir ist ein bisschen übel.“, log ich, denn diesen Traum musste ich wirklich erst einmal verdauen.

Na ja, jetzt hatte ich keine Floßfahrt gemacht und der Rest der Ferien würde wahrscheinlich genauso langweilig werden wie die ersten sechs Tage. Aber selbst wenn nicht: Aufregender als dieser Traum konnte es nicht werden.